

Wir Philologen: Nietzsches Fragen wieder stellen

Berliner Debatte: Gibt es Literaturwissenschaft?

Bei einer Berliner Podiumsdiskussion über die „Wissenschaft der Literaturwissenschaft“ am CIEE Global Institute unter der Leitung von Michel Chaouli (Bloomington) versuchten sich vier bekannte Germanisten an der Vermessung des philologischen Terrains und damit an einer Verteidigung ihrer Profession.

Peter-André Alt, Präsident der Freien Universität Berlin und Autor eines Buchs über die „Verheißungen der Philologie“, erkannte in der Frage nach dem wissenschaftlichen Wert der Literaturwissenschaft schon einen Teil der Antwort, denn Distanz und selbstreflexive Volten gehörten zum Ethos der Disziplin. Die philologischen Grundoperationen seien indes Edieren, Kommentieren, Interpretieren, und wer sich dieser Trias widmet, dürfe nicht vergessen, dass Literaturwissenschaft immer auch Literaturgeschichte sei. Von dort aus ist es nicht mehr weit zur nötigen Selbstvergewisserung, denn „Geschichte bleibt ein Raum, der uns abverlangt, dass wir ihn zunächst einmal konstruieren und reflektieren“.

Alts Hinweis auf die Bedeutung strenger Philologie kann nicht oft genug wiederholt werden, jedoch muss man als Literaturwissenschaftler auch den Vorwurf aushalten, pedantisches Edieren sei eine sich potentiell verewigende Tätigkeit. Siehe hierzu beispielsweise Friedrich Schlegel, dessen Werkausgabe (Verlag Schönigh) 1958 in Angriff genommen wurde und seit 1997, dem Todesjahr des Hauptherausgebers Ernst Behler, stockt. Problematisch ist zum einen, dass editorisch anspruchsvolle Arbeit nur von wenigen, hervorragend ausgebildeten Wissenschaftlern geleistet werden kann, und zum anderen, dass der akademische Nachwuchs aus derlei Projekten meistens herausgehalten wird. Auch das, geringe Voraussicht und fehlendes Personal, ist Teil der Wissenschaft. Und freilich, wir wollen es nicht verschweigen, lässt sich gegen historisch-kritische Editionen ebenso mit despektierlichen Bonmots à la Arno Schmidt zu Felde ziehen: „Große wissenschaftliche Ausgabe? Oh, ich weiß schon, was die Brüder so nennen: wenn sie uns zu dem Kind noch die Plazenta servieren!“

Während Alt Literaturwissenschaft und Philologie in eins setzte, wies Ethel Matala de Mazza von der Humboldt-Universität auf die Historizität dieser Vorstellung hin. Heute erfolge eine Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft, deren Kennzeichen ein beachtlicher Methodenpluralismus sei. Mit rein philologischem Rüstzeug kommt man da nicht mehr weit. Es bestehe gleichwohl kein Grund zur Sorge, schließlich hätten Theorieimporte gravierende Vorteile – man entdecke neue Fragen, missraue dem wissenschaftlichen *common sense*, erlange einen erweiterten Blick, müsse sich über eigene Praktiken Rechenschaft ablegen. Womit wir abermals bei der Selbstreflexion wären.

Bobo in Berlin

Statusgewinne durch maßvolle Dissidenz

Man glaubt, ihn schon lange zu kennen. „Schrag“ ist eines seiner Lieblingswörter. Denn so stellt er sich dem Publikum vor: Er habe „einen Kopf für schräge Ideen“, zudem „ein besonders feines Ohr für den Unsinn der politischen Sprache“ und könne „die in ihr verborgenen schrägen Bilder entziffern“; schließlich sagt er von sich, „dass ich (manchmal) auch riskiere, mich unbeliebt zu machen“. Der Querdenker, siebente Auflage! Sein Grundirrtum: Dass er meint, mit seinen Positionen anzuecken. Aber das gehört zu den Paradoxien einer linksliberal-oppositionellen Haltung, die zugleich Lebensstil wird: Ihr einziger Effekt ist der Statusgewinn des Literaten, und anstatt unbeliebt zu sein, wird er jedermanns Liebling. Unser Mann ist übrigens nicht mehr ganz jung, oder besser: Er ist es berufsmäßig. In Wochenzeitungen schilt er „ältere Herren, vielfach preisgekrönt“, die „schnappatmend in die politische Debatte der Gegenwart“ sprängen. Ein Phrasenalbum des fortschrittlichen Geistes!

Vor gut fünfzehn Jahren wurde dieser Sozialcharakter zum ersten Mal beschrieben. „Bobo“, zusammengesetzt aus „Bourgeois“ und „Bohémien“, nannte ihn David Brooks, ein Kolumnist der „New York Times“ („Die Bobos. Der Lebensstil der neuen Elite“, München 2001). Den Bobo bezeichne eine seltsame Verbindung von Korrektheit und Kreativität, aus ihm und seinesgleichen rekrutiere sich die neue Oberschicht.

Nun hat Ryan H. Murphy in einem Aufsatz auf der Website des wirtschaftsliberalen Adam Smith Institutes die Frage des Statusgewinns durch „Schrages“ abermals aufgeworfen (<http://www.adamsmith.org/research/reports/the-new-aristocrats-a-cultural-and-economic-analysis-of-the-new-status-signaling/>). Murphy spricht von den „Neuen Aristokraten“. Ihre ökonomische Analyse beginnt er im Rückgriff auf ein klassisches soziologisches Theorem, das Thorstein Ve-

Dass die Literaturwissenschaft seit den siebziger Jahren nicht nur verhaltene Theorieimporte zu verzeichnen hat, sondern laufend von anderen Disziplinen – etwa der Moralphilosophie oder der Psychoanalyse – regelrecht gekapert wurde, gilt inzwischen als kleines Gemecker. Immerhin hat der Vorgang dem Prestige vieler Wissenschaftler gutgetan, konnten sie doch beweisen, dass sie auch über gesellschaftlich Relevantes auskunftsfähig sind. Dem Prestige des Fachs ist diese Entwicklung allerdings abträglich, weil neue Paradigmen regelmäßig die Frage nach dem Forschungsstand verdrängen und Beliebigkeit suggerieren. Die Literaturwissenschaft droht nicht nur an ihren Rändern auszufrazen.

Jutta Müller-Tamm, Leiterin der Friedrich Schlegel Graduiertenschule an der Freien Universität, registriert in der Germanistik seit geraumer Zeit einen „aktualistischen Turn“ und fragte daher, in maximalem Kontrast zu Peter-André Alt, nach den Möglichkeiten und Bedingungen einer Erforschung von Gegenwartsliteratur. Für konservative Philologen mochte dieser Vorstoß eine Provokation darstellen, und nicht minder provokant war Müller-Tamms These, dass schließlich alle Literatur insofern Gegenwartsliteratur sei, als jede tiefere Auseinandersetzung das Neue finden, das Aktuelle erörtern müsse. Ähnlich klang die fordernde Erkundigung unserer Deutschlehrer: Was hat uns der Text heute noch zu sagen?

Es ist das Verdienst von Eva Geulen, Direktorin des Berliner Zentrums für Literatur- und Kulturforschung, den Abend mit einer dringend gebotenen Anmerkung belebt zu haben: „In der Literaturwissenschaft ist die sympathetische Verbindung des Stils zum Gegenstand wichtig, wobei sich der Stil keinesfalls in den Vordergrund drängen darf.“ Verblüfung bei den rund einhundert Zuhörern, sofortige Zustimmung bei den anderen drei Diskutanten. Stil, so einigte man sich, sei kein äußerliches Präsentationsverfahren; vielmehr schließe er Denken und Sichtweisen, Überzeugungen und bestimmte Ebenen persuasiver Praxis ein.

Auffällig die Abwesenheit jeglicher Kontroverse. Das mag an der Heterogenität literaturwissenschaftlicher Theorien liegen, die eine wesentliche Konsequenz hat: schlechte Überschaubarkeit durch die Bildung von Kompetenznischen. Folglich kommt man sich nicht allzu oft ins Gehege, weswegen heftiger Streit leider die Ausnahme bleibt. Erfreulich an der Podiumsdiskussion war vor allem, dass die Teilnehmer Wissenschaftlichkeit nicht zuerst als „schrittweise Kurierung von dem Choc, den Genialität versetzt“ (Hermann Schweppenhäuser) begriffen, sondern sachlich und nüchtern von ihrem Fach ausgehend argumentierten – eine selbstbewusste Haltung, die unter Literaturwissenschaftlern immer seltener begegnet. KAI SPANKE

blen in den Begriffen von „demonstrativer Verschwendung“ und „Geltungskonsum“ formulierte. Die Oberschichten gaben Geld für offenbar unnütze Dinge aus – größere Autos, Luxusgüter überhaupt, Diamanten-Colliers –, konnten aber damit ihren Status auf einfache Weise signalisieren.

Die neuen Statussignale haben sich von der Bindung an ältere Wertesystem abgelöst. Am höchsten steht nun im Ansehen, wer nicht mehr blind den Konsumangeboten folgt und stattdessen „alternative“ Wertschätzungen überzeugend darstellt. Für die Vereinigten Staaten sieht Murphy eine Verschmelzung von gegenkulturellen Werteorientierungen und materiellem Wohlstand als prägend für die „Neue Aristokratie“. Zwischen dem „Authentischen“ und dem Kommerziellen entwickle sich eine dynamische Verschmelzungsbewegung. Krasse Darstellung von purem Reichtum gilt nun als Zeichen eines rohen, ungebildeten Geschmacks. An die Stelle von „demonstrativer Verschwendung“ tritt „demonstrative Authentizität“. Man könne sogar behaupten, die neue Elite müsse signalisieren, dass sie nicht signalisiert.

Nun würden durchaus kostspielige Güter gewählt, die zugleich die Verachtung für jene Institutionen signalisieren, die den Reichtum allererst ermöglichen: Kapitalismus, Märkte, Großunternehmen. Jenseits des Konsumismus eröffnen sich Möglichkeiten des Spendens für wohltätige Zwecke (inzwischen als Absichtserklärung sehr beliebt bei deutschen Fernseh-Gewinnspielen) und der umweltbewussten Ernährung, eines Verzichtes auf Fernsehen (aber der Verzicht muss von den anderen bemerkt werden), ostentativ einfache Kleidung ohne Krawatte. Murphy formuliert das Paradox: Die kulturelle Elite des Neoliberalismus demonstriere ihre Verachtung ebendieses Systems und bringe sich damit in der Hackordnung weiter nach oben. LORENZ JÄGER



So süß war der Kolonialismus, wenn ihn die Boulevardpresse betrachtete: Das Titelbild der Illustrierten „Paris Match“ vom 25. Juni 1955. Roland Barthes nahm das Bild in seine Analysen populärer Mythen auf. Aber welches Bewusstsein hatte der große Theoretiker wirklich von Frankreichs Herrschaft in Afrika?

Foto Getty

Roland Barthes, wiedergelesen

Ein Heidelberger Kolloquium fragte nach der verborgenen Romantik des vermeintlichen Strukturalisten – und danach, ob er die Mythen nun wirklich entzaubert und nicht vielmehr fortgeschrieben hat.

Kurz bevor Roland Barthes im Frühjahr 1980 an den Folgen eines Autounfalls in Paris starb, hatte er in seiner letzten Vorlesung sein Lebenswerk als etwas Ephemerer, als ein „nicht erhaltenswertes Denkmal“ bezeichnet. Gleichwohl beschäftigten sich nach wie vor viele Leser mit Barthes' zum Teil zum Mythos gewordenen Schriften, wie man gerade bei einer buchstäblichen Lust am Text, kommentiert von Studenten, gegen den Strich gebürstet von Nachwuchswissenschaftlern und wiedergelesen vom Veranstalter Jürgen Paul Schwindt und den geladenen philologischen Gästen, die sich dabei gleichsam selbst historisch wurden. Sie teilten schließlich auf einer gutbesuchten Podiumsdiskussion ihre doch sehr unterschiedlichen Lektüreeindrücke und -früchte.

Der Saal vibrierte förmlich vor der buchstäblichen Lust am Text, kommentiert von Studenten, gegen den Strich gebürstet von Nachwuchswissenschaftlern und wiedergelesen vom Veranstalter Jürgen Paul Schwindt und den geladenen philologischen Gästen, die sich dabei gleichsam selbst historisch wurden. Sie teilten schließlich auf einer gutbesuchten Podiumsdiskussion ihre doch sehr unterschiedlichen Lektüreeindrücke und -früchte.

Eva Geulen, Direktorin des Berliner Zentrums für Literatur- und Kulturforschung, erinnerte sich an ihre Begegnung mit Barthes' „Mythologies“ im Baltimore der achtziger Jahre, wo man diese mit Begeisterung als Alternative und Korrektiv zu Adornos „Minima Moralia“ gelesen hatte. Beim Wiederlesen sei ihr nun auf einmal die geistige Nähe der beiden Autoren bewusst geworden. Beide Schriften enthielten „einen Bodensatz unreflektierter Romantik“. Irritiert sei sie heute von Barthes' laxer Begrifflichkeit, zumal im ihr beinahe unbefohlenen erscheinenden Theoretie des Nachworts. Sie sei damals, so Eva Geulen, angenehm unpräzise, der franzö-

sischen Leichtigkeit und Eleganz schlicht auf den Leim gegangen. Noch härter war schon der Nachwuchswissenschaftler Christian Haß (Heidelberg) in der Lektürrunde am Nachmittag mit Barthes ins Gericht gegangen, der dessen kurzen Text „Das Gesicht der Garbo“ provokativ als voyeuristisch, anstößig, chauvinistisch, ja sogar, mit Barthes' eigenen Worten, als „faschistisch“ bezeichnet hatte.

Die Kritik an Barthes' theoretischen Ideen führte Gerhard Poppenberg (Heidelberg) weiter aus, indem er zu zeigen versuchte, wie problematisch, ja, haltlos, Barthes' mythenkritisches Verfahren etwa bei der Analyse des „salutierenden Negers“ (so Barthes) auf dem Titelbild der Illustrierten „Paris Match“ sei. Die historische Wirklichkeit, den Algerien-Krieg, habe Barthes dabei vollständig ausgeblendet, was Poppenberg beim Wiederlesen ein ähnliches Unbehagen bereitete wie unlängst, als er die Äußerungen seiner Münchner Kollegin Barbara Vinken über die Kölner Silvesternacht im Deutschlandfunk hörte.

Barbara Vinken, die in Heidelberg ebenfalls auf dem Podium saß, hatte in einem auch in dieser Zeitung (F.A.Z. vom 5. Februar) kommentierten Interview vom Mythos „deutsche, milchweiße Frauen und fremde, dunkle Männer“ gesprochen. Die Kritik daran wäre womöglich weniger harsch ausgefallen, wenn der Zitatcharakter der Äußerung kenntlich gemacht worden wäre. Anders als bei Barthes kann man bei Barbara Vinken von einer vorsätzlichen Technik, die im gezielten Ausblenden zumindest eines Teils der Realität bestehe, also von einer *écriture courte*, nämlich nicht sprechen, wie dies Maximilian Haas (Heidelberg) als typisch für Barthes verdeutlicht hatte. Eher müsste man ihr zumindest das Bemühen attestieren, etwas kenntlich zu machen, das der Nacht eine gewisse Prägnanz verlieh. Aber ging es nicht auch Barthes um ebendiese Prägnanz der von ihm entlarvten Alltagsmythen?

Merkwürdig am Thema vorbei ging jedenfalls Barbara Vinkens Referat über Barthes' Verhältnis zu seiner Mutter, das nicht im üblichen ödipalen, sondern in einem „marianischen“ Schema verankert gewesen sei. Oder sollte dies eine dann doch recht banale Kritik am Mythos Ödipus-Komplex sein? Wohl kaum, denn ihre für sich genommen reizvolle These hatte man weitgehend wörtlich identisch schon an anderer, da-

für passenderer Stelle lesen können (in einer Sammelrezension aus Vinkens Feder unter anderem der im vergangenen Herbst erschienenen achthundertseitigen Barthes-Biographie von Tiphaine Samoyault).

Dass man sich in den Dienst der Sache stellen und dabei trotzdem brillieren kann, zeigte der Vortrag der Berliner Althilologin Melanie Möller, die anhand von Barthes' Kritik an dem Film „Julius Caesar“ von Joseph L. Mankiewicz (1953) – genauer gesagt, der Reduzierung der Römer auf ihre Haarfransen und ihren Körperschweiß – vorführte, wie gut Barthes' schlaglichtartiges Verfahren mythenkritisch funktioniert. Die historischen Römer hatten, wie sie zeigen konnte, ein transparentes und subtiles Zeichensystem rund um Haarleib und die das Denken signalisierende Transpiration. Um seine Glatze zu verdecken, habe sich schon Caesar, wenn er gerade keinen Lorbeerkranz zur Hand hatte, die Haare von hinten nach vorne gekämmt.

Von der Möglichkeit, auf einer Glatze Locken zu drehen, wie Karl Kraus das Schreiben feuilletonistischer Texte genannt hatte, wusste Caesar naturgemäß noch nichts. In ebendieser Schreibtradition, die in Deutschland seit dem Vormärz „Feuilleton“ genannt wird, sollten, so Eva Geulen, auch Barthes' Prosaminuten gestellt werden. Das dürfte indes kaum der Grund gewesen sein, warum Schwindt zum Wiederlesen auferufen hatte. Sein Interesse galt weniger einer weiteren Literaturgeschichte als vielmehr einer Philologie von unten, deren anarchisches Potential er bei Barthes für philologietheoretische Fragestellungen wiederentdeckt hatte, um in die Grauzonen der Sprache und des Denkens mit allen ihren Schlacken, ihren Unreinheiten und Ungereimtheiten vorzudringen.

Was Schwindt „vortheorietische Bestände“ nannte, liefe auf eine Form von geisteswissenschaftlicher Grundlagenforschung hinaus. Geisteswissenschaften gelten jedoch nach wie vor als *soft sciences*, die sich an bereits Vorliegendem abarbeiten und keiner eigenen Grundlegung bedürften oder diese dank ihre korrektivbildenden und kritischen Funktion allenfalls sekundär begleiten, will sagen, nicht an der Wurzel der Erkenntnis ansetzen könnten. Auch das nur ein Mythos? Der späte, selbstkritische Barthes hätte das sicherlich bejaht, denn ihm waren die „Trugbilder der Subjektivität“ weit lieber als der „Schwindel der Objektivität“. FRIEDRIKE REENTS

Heiner Müller heute

Arbeit am Bösen

Heiner Müller gilt, nach Bertolt Brecht, als einer der wichtigsten deutschen Dramatiker des vergangenen Jahrhunderts. 1995 starb er im Alter von 66 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt war er längst über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt, und auch die Forschung – Philosophen, Theater- und Literaturwissenschaftler – hatte mit der Erschließung seines Werkes begonnen. Aus Anlass seines zwanzigsten Todesjahres beschäftigte sich nun eine internationale Tagung an der Frankfurter Goethe-Universität unter dem Titel „Theatre of the A-Human“ mit den Grenzen des Menschlichen in Müllers Werk.

Geladen hatte die Frankfurter Theaterwissenschaft im Rahmen der Friedrich Hölderlin-Gastprofessur für allgemeine und vergleichende Dramaturgie. Frankfurt sei für eine solche Konferenz ein idealer Ort, so Nikolaus Müller-Schöll, Professor für Theaterwissenschaft an der Goethe-Universität, da das Werk Müllers sowohl in der Theaterwelt als auch in der universitären Sphäre der Stadt seinerzeit mit Begeisterung angenommen und diskutiert worden sei.

Auch wenn der Titel des Symposiums den Anschein vermitteln mochte, dass das Schaffen des Dramatikers im Mittelpunkt stehen würde, stellte Müller-Schöll in seiner Eröffnungsrede klar, dass man Heiner Müllers Arbeit eher als Ausgangspunkt für allgemeinere kritische Überlegungen über das moderne Theater nehmen wolle. Diesem Gedanken folgend, drehte sich das Symposium um einen Aspekt, den der Dramatiker in all seinen Arbeiten immer wieder berührte, jedoch nie abschließend behandelte: die Frage nach dem A-Humane und den Grenzen des Theaters. Doch genau dieses A-Humane, das zeigte die Konferenz, ist ein flüchtig Ding, das auf vielfältige Art und Weise verstanden werden kann.

Ausgehend von der Beschäftigung des Post-Humanismus mit dem „Anderen“ könne das A-Humane, wie Matthias Dreyer (Frankfurt) ausführte, beispielsweise als das Tierhafte im Menschen gedacht werden, ein Einfluss, der sich, wie die Literaturwissenschaftlerin Marianne Schuller (Hamburg) glaubt, etwa in den Figuren Kafkas finde, bei denen die Grenze zwischen Tierischem und Menschlichem verschwinde. Gleichzeitig, so Dreyer, sei das A-Humane eine Herausforderung für die klassischen Raumordnungen des Theaters. Wenn sich dieses von der Zentralperspektive des Theatersaales abende, rückten eine Vielzahl a-humaner Akteure wie Tiere, Pflanzen oder die Umgebung in den Blick.

Andere Vortragende wie Esa Kirkkoppello (Helsinki) interessierten sich für das A-Humane als das Nichtmenschliche im Theater. Durch die Verlagerung von Performances in natürliche Räume und die vermehrte Einbeziehung von nichtmenschlichen Faktoren in Theaterstücke, etwa den Tieren, gewannen diese unkontrollierbaren, a-humanen Einflüsse für die Art, wie man über das Theater denke, an Bedeutung. Fragen, wie man diese Einflüsse zu bewerten habe, seien deshalb für die moderne Theaterforschung von enormem Interesse.

Dass das A-Humane auch als Gegenentwurf zum humanistischen Verständnis des Vernunftmenschen verstanden werden kann, betonte Müller-Schöll. Dessen Theaterstück „Der Horatier“ könne als a-humaner Gegenentwurf zu Brechts „Die Horatier und die Kuratier“ begriffen werden. Während Brecht um eindeutige Zuweisungen von Gut und Böse bemüht sei, löse Müller jede Form der Klarheit auf. Anstelle von bestimmbar gegensätzlichen Positionen entstehe ein Spannungsfeld, in dem die Gesellschaft und die Protagonisten zu verorten seien. Das Theater werde damit zu einer „Arbeit am Bösen“, am A-Humane, da es die widerstrebenden Tendenzen in den Handlungen eines jeden Einzelnen zeige und den Zuschauer mit Situationen konfrontiere, die er kaum auszuhalten vermag, auch weil er um deren Realität in seinem Inneren weiß.

Ihren Abschluss fand die Konferenz in einer grundsätzlichen Verhandlung konkurrierender Theaterbegriffe. Der Pariser Theaterwissenschaftler Denis Guénoun wandte sich in einer scharfen Polemik gegen die Vorstellung eines Theaters des A-Humanen. Er könne sich nicht vorstellen, dass es ein vom Menschen unabhängiges Theater gebe oder es in dieser Form gedacht werden sollte. Das Theater sei durch den Menschen bestimmt, und was darüber hinausgehe, könne man im engeren Sinne nicht mehr als Theater auffassen. Diesem konservativen Theaterbegriff stand die Auffassung vieler Teilnehmer gegenüber, dass eine Beschäftigung mit dem A-Humane als Ausgangspunkt für eine fruchtbare Erweiterung des Theaterbegriffs dienen könne.

Es gelte, auch die Ränder des Theaters zu betrachten und die im Zuge der Aufklärung verlorenen a-humanen Elemente wiederzuentdecken. Anstelle einer Verengung stünde dann ein pluralistischer Theaterbegriff, der auch jene Elemente zu fassen bekäme, die im traditionellen Theater keinen Platz finden. FELIX SIMON